

# VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

15. Jahrgang 1967

2. Heft/April

DIETRICH GEYER

GEGENWARTSFRAGEN

DER SOWJETISCHEN GESCHICHTSWISSENSCHAFT\*

Als Stalin noch lebte, war manches sehr bequem. Wer damals Auskunft suchte über das, was galt in der sowjetischen Geschichtswissenschaft, fand die Axiome dieser Disziplin im „Histomat“, in der Geschichtslehre des Diktators, zuverlässig dargestellt. In den Publikationen der Historiker entdeckte man die Weisheit Stalins wieder. Die wissenschaftliche Produktion blieb überschaubar. Diese Erfahrung hat viele Beobachter im Westen dazu angeregt, die Quintessenz der sowjetischen Historiographie in nicht minder simplen Regeln aufzuheben: Die Muse Clío als Magd der Partei, gelenkte Historie im Dienst des sowjetischen Imperialismus, im Strom des großrussischen Chauvinismus, „Weltrevolution durch Weltgeschichte“<sup>1</sup>. Derlei Formeln klingen noch im Ohr. Heute scheinen sie einer kritischen Überprüfung wert zu sein, und wir haben zu fragen, ob sie überhaupt je tauglich waren, um den Stand, die Leistungsfähigkeit und die Probleme der sowjetischen Geschichtswissenschaft zulänglich zu beschreiben. Mir scheint, die Zeit ist reif, von allzu eingängigen Urteilen freizukommen. Sonst nehmen wir nicht wahr, was ist.

Einige Informationen quantitativer Art seien vorausgenommen; sie sollen den äußeren Rahmen markieren, in welchem sich die Wissenschaft von der Geschichte in der Sowjetunion inzwischen eingerichtet hat<sup>2</sup>. An den sowjetischen Universitäten, den Hochschulen und Forschungsinstituten dürften gegenwärtig mehr als 17 000 Historiker hauptberuflich tätig sein; fast 65 000 historische Veröffentlichungen wurden, nach Auskunft der Bibliographen, in den Jahren zwischen 1954 und 1964 zum Druck gebracht – Zeitschriftenaufsätze und Rezensionen eingeschlossen. Solche Angaben sind, wie man sieht, nicht schwächling. Auch wer den blanken

\* Der hier folgende Abdruck beruht auf einem Vortrag, der am 15. Dezember 1966 im Rahmen der Tübinger Ringvorlesung „Wissenschaft in kommunistischen Ländern“ gehalten wurde. Die Beiträge dieser Veranstaltung sollen demnächst im Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen erscheinen.

<sup>1</sup> Klaus Mehnert, *Weltrevolution durch Weltgeschichte, Die Geschichtslehre des Stalinismus*, Stuttgart 1953.

<sup>2</sup> Beste deutschsprachige Untersuchung zur Gegenwartslage der sowjetischen Geschichtswissenschaft auf breiter Materialgrundlage und mit reichen bibliographischen Nachweisen: K. Marko, *Sowjethistoriker zwischen Ideologie und Wissenschaft, Aspekte der sowjetrussischen Wissenschaftspolitik seit Stalins Tod*, Köln 1964; vgl. die Berichte von M. V. Nečkina und A. Z. Manfred auf der sowjetisch-italienischen Historikerkonferenz in Moskau (Oktober 1964) in: *Problemy sovetsko-ital'janskoj istoriografii* (Probleme der sowjetischen und der italienischen Geschichtsschreibung), Moskau 1966, S. 11–104.

Zahlen nicht vertraut, wird zugestehen, daß es nicht leicht sein kann, die Qualität in der Fülle exakt zu bestimmen und die Historiker in der Sowjetunion auf eine Handvoll fixierter Begriffe festzulegen.

Die sowjetische Geschichtsforschung verfügt über eine gewaltige institutionelle Armatur. Wie die meisten anderen Disziplinen hat auch sie ihr Zentrum in Moskau, im Organisationsgefüge der Akademie der Wissenschaften<sup>3</sup>. Dort besteht eine große, vielfach verzweigte historische Abteilung, und die ihr angeschlossenen Institute zeigen an, daß der Begriff „historische Wissenschaften“ im Russischen weit über das hinausgeht, was unser gegenwärtiger Fächerkanon, vollends was unsere Staats-examensordnung unter Geschichte gern verstanden wissen will. Außer dem eigentlichen „Historischen Institut“ mit seinen Filialanstalten in Leningrad und Nowosibirsk sind der historischen Abteilung der Akademie im einzelnen noch zugeteilt: ein Archäologisches Institut, ein Ethnographisches Institut, ein Institut für Slawenkunde, das Institut der Völker Asiens, ein Afrika-Institut. Geschichtswissenschaft als Weltgeschichte ist hier im institutionellen Gerüst schon abgebildet; eine auf 15 Bände berechnete „Historische Enzyklopädie“, eine editorische Leistung hohen Ranges, versammelt die Fakten. In den genannten Moskauer Regionalinstituten arbeiten Historiker und Philologen, Soziologen und Ökonomen beieinander; demnach werden also Orientalistik, Sinologie, Slawistik, Afrikanistik, den amerikanischen „area studies“ vergleichbar, jeweils als interdisziplinäre Forschungskomplexe aufgefaßt. Unser Südasieninstitut in Heidelberg oder das Osteuropa-Institut an der Freien Universität Berlin entsprechen einem ähnlichen Modell. Kern der historischen Abteilung der Moskauer Akademie ist das Historische Institut. Es umfaßt Abteilungen für die „vaterländische Geschichte“, d. h. für Geschichte der Völker der Sowjetunion bis 1917 und für Geschichte der Sowjetperiode, Sektionen für alte Geschichte, für Geschichte des Mittelalters, für Byzantinistik, für Geschichte der Religion und des Atheismus, für neue und neueste Geschichte der Länder Westeuropas, für Geschichte der Länder Amerikas. Hinzu kommen Restaurierungswerkstätten, Kommissionen für Quelleneditionen und Kulturdenkmäler, sowie Museen, Bibliotheken und Archive der Akademie.

Abseits davon steht der mächtige Bau des Instituts für Marxismus-Leninismus, eine Einrichtung nicht der Akademie, sondern des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei<sup>4</sup>. Das Institut ist die zentrale Forschungsstätte für Parteigeschichte und für die Geschichte der Arbeiterbewegung, Hüterin des Erbes der marxistischen Klassiker und – merkwürdigerweise – Koordinationsorgan für die Erforschung des Bürgerkrieges und des „Großen Vaterländischen Krieges“. In den letzten Jahren sind eine mehr als 55-bändige Ausgabe der Werke Lenins, eine über 40-bändige

<sup>3</sup> Sovetskaja istoričeskaja enciklopedija (Sowjetische historische Enzyklopädie), Moskau 1961 ff.; zur Organisation der Historischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften und der ihr angeschlossenen Institute: ebenda Bd. 1, Sp. 293–300, Bd. 6, Sp. 105 f.

<sup>4</sup> Ebenda, Bd. 6, Sp. 105 f. Die Zeitschrift des Instituts, Voprosy istorii KPSS (Fragen der Geschichte der KPdSU), erscheint seit 1957 in monatlicher Folge. Das Ministerium für Verteidigung der UdSSR publiziert eine eigene militärgeschichtliche Monatsschrift: Voenno-istoričeskij žurnal, Jg. 1, 1959 ff.

russische Edition der Schriften von Marx und Engels, umfangreiche Kriegsgeschichten und vieles andere aus diesem Institut hervorgegangen: sechs Bände einer Parteigeschichte der KPdSU sollen bis zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution abgeschlossen sein; die Wiederaufnahme der unter Stalin abgebrochenen MEGA, der historisch-kritischen Gesamtausgabe der Hinterlassenschaft von Marx und Engels, ist für die nächste Zukunft vorgesehen.

Dem bisher genannten Moskauer Institutskomplex hinzuzudenken ist schließlich noch ein beträchtliches Ensemble historischer Institute außerhalb der Russischen Föderation, an den Akademien der Wissenschaften in den Gliedrepubliken der UdSSR, d. h. in der Ukraine, in Weißrußland, in den baltischen, den transkaukasischen und zentralasiatischen Sowjetrepubliken. Dort wird mit besonderem Nachdruck betrieben, was wir Landes- oder Regionalgeschichte nennen würden und was sich in der Sowjetunion zu einer übergreifenden Geschichte der Sowjetvölker fügen soll.

Im übrigen sind die historischen Wissenschaften auf die erwähnten Einrichtungen nicht beschränkt, obschon das Ansehen, das die Mitglieder und die graduierten Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften genießen, von anderen Plätzen aus kaum einzuholen ist. Längst hat die Forschung auch an den Universitäten wieder Einzug gehalten. Im Rahmen der dort bestehenden historischen Fakultäten sind die sogenannten „kafedry“, die Katheder, wie man sagt, nicht nur zur Ausbildung von Geschichtslehrern, sondern auch zu eigener Forschung verpflichtet. Auch in der Sowjetunion hängt die Reputation des Professors an seiner wissenschaftlichen Produktion. Den Lehrstühlen sind Arbeitsgruppen und sogenannte Aspiranturen beigelegt, etatisierte Forschungsassistenten, deren Inhaber sich in der Regel um die Abfassung ihrer Dissertationen bemühen. Hier wird hart gearbeitet, oft unter Bedingungen, wie wir sie aus den ersten Jahren nach dem Kriege kennen. Der Weg zum akademischen Grad des Kandidaten, der unserem Doktor entsprechen mag, führt für Historiker heute fast immer durchs Archiv und stets durch das Purgatorium einer öffentlichen Disputation. 230 historische Promotionen dieser Art wurden seit 1956 allein an den 15 Lehrstühlen der Moskauer historischen Fakultät vollzogen; 3450 Historiker erwarben hier in dieser Zeit das Abschlußdiplom<sup>5</sup>. Auch pädagogische und andere Fachinstitute promovieren den oft schon nicht mehr jugendlichen Nachwuchs zu Kandidaten der historischen Wissenschaften. Die Doktorpromotion dagegen ist seltener als unsere Habilitation, und sie ist gewöhnlich entsprechend mühevoll. Noch nicht einmal zwei Prozent der Historiker, die an Hochschulen lehren, sind Doktoren ihrer Wissenschaft; die Mehrzahl davon dürfte an den Universitäten in Moskau, Leningrad und Kiew konzentriert sein. Die Provinz ist schlecht versorgt.

Nicht anders als bei uns, gibt es für gute, gelegentlich auch für weniger gute Arbeiten, eine Fülle wissenschaftlicher Publikationsreihen. Druckzwang für Dissertationen besteht noch nicht. Historische Forschung in Bewegung ist, wie anderwärts, vor allem in den Zeitschriften zu sehen. Neben dem monatlichen Zentralorgan der Historiker, den „Voprosy istorii“ (Fragen der Geschichte), und neben den

<sup>5</sup> Vgl. I. A. Fedosov, *Istoričeskaja nauka v Moskovskom universitete 1956–1965 gg.* (Die historische Wissenschaft an der Moskauer Universität), in: *Voprosy istorii* 1966, Nr. 10, S. 134–144.

neun historischen Zeitschriften der Moskauer Akademie verfügen die großen Universitäten und Fachinstitute, dazu einige Zentralarchive, Museen und Bibliotheken, aber auch die Akademieinstitute der Gliedrepubliken über eigene historische Periodika oder Reihenwerke. „Bei uns erscheint sehr viel“, meinte kürzlich ein angesehener Moskauer Kollege im Gespräch, – als er das sagte, war ich nicht sicher, wie dieses Bekenntnis recht zu deuten sei: als Äußerung selbstgewisser Zukunftsgesinnung oder aber als Ausdruck einer auch uns vertrauten Resignation im Anblick einer steigenden Flut gedruckter Geschichte.

In der Tat, wer dem Verfremdungseffekt nicht sogleich erliegt, der von der fremden Sprache und von manchen ungewohnten Begriffen, Regeln und Konventionen ausgeht, der wird in der Begegnung mit sowjetischen Historikern immer wieder auf uns selber vertraute Stimmungen, Auffassungen und Probleme stoßen. Offenbar bildet die Historie als etablierte Wissenschaft, bildet Geschichte als Beruf allerorten Gemeinsamkeiten und Solidaritäten aus, die an ideologischen Barrieren und gut bewachten Grenzen nicht leicht haften bleiben. Das beginnt bei den Bedenken und Beschwerden derer, die um ihre Wissenschaft in Sorge sind, und da ist mehr im Spiel als das international übliche Rasonnement über Besoldungsfragen und über den schmal gewordenen Etat: Wir hören von der „komandirovka“, von der Abordnung nicht ausgewiesener Leute an historische Fakultäten, von Habilitationsverfahren, deren wissenschaftlicher Ertrag in der hastigen Zusammenstellung einiger dünner, uninteressanter, längst publizierter Traktate besteht, wir hören – selbst an der Moskauer Akademie – von ernststen Nachwuchsproblemen, vor allem bei solchen Disziplinen, die erhebliche Anforderungen stellen müssen und die dennoch des amtlichen Interesses der Ministerien nur selten teilhaftig werden: Paläographie, historische Hilfswissenschaften, die Mediaevistik überhaupt – doch nicht nur hier kann die im Krieg dezimierte mittlere Generation die Plätze der heute 70- und 80-jährigen nicht voll besetzen, und aus den jüngeren Jahrgängen wächst nur wenig nach<sup>6</sup>. Auch in der Sowjetunion gibt es auf diesem Sektor kein Schnellverfahren. Ein Mediaevist oder Byzantinist kommt bekanntlich um die alten Sprachen nicht herum, und die „klassische Philologie“ ist denn auch an den Universitäten im Rahmen der historischen Fakultäten untergebracht. Selbst ein Mindestmaß theologischer Bildung wird allenthalben noch benötigt, wer vermöchte schon eine altrussische Handschrift aufzuschließen, wenn er im Bericht des Chronisten die Bibelzitate nicht zu entdecken versteht! Wir hören bewegte Klagen über die fortwährende Abnutzung der russischen Sprache im Dienstleistungsbetrieb der modernen Gesellschaft, über die Verkümmern des sprachlichen Ausdrucks und der darstellerischen Kraft; ein langweiliger, hölzerner Stil, ein verdorbener Jargon dominiere in der historischen Literatur. Zu den Folgen wird zu zählen sein, daß

<sup>6</sup> Vgl. Nakaz XXIII s-ezda KPSS (Die Instruktion des XXIII. Kongresses der KPdSU), in: Istorija SSSR 1966, Nr. 3, S. 3–9; L. G. Beskrovnyj, Izučenie dooktjabr'skoj istorii SSSR v Institute istorii AN SSSR za semiletku 1959–1965 gg. (Die Erforschung der Geschichte der UdSSR vor der Oktoberrevolution im Historischen Institut der Akad. d. Wiss. in der Siebenjahresplanperiode 1959–1965), in: Istorija SSSR 1966, Nr. 5, S. 205–211.

u. a. die große historische Biographie seit langem ein Desiderat geblieben ist. Mit Wehmut erinnert man an den sprachlichen Glanz der Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, deren bedeutendste Zeugnisse inzwischen durch vorzügliche Neuauflagen wieder zugänglich geworden sind.

Und natürlich: auch über die studentische Jugend wird geklagt, über ihr mangelndes historisches Interesse, ihren dürftigen Wissensstand, über ein Bildungsdefizit, das angesichts der sinkenden Stundenzahlen für den Geschichtsunterricht an den Schulen die historischen Lehrstühle vor höchst elementare Fragen stellt: wie die Voraussetzungen zu schaffen seien, geschichtlichen Sinn zu wecken, Unterscheidungsfähigkeit für den Stil der Epochen und ihre Überlieferung, ein Gespür dafür, daß ein Profanbau des 17. Jahrhunderts mit dem pseudohistorischen Stil des Kazaner Bahnhofs in Moskau nichts Gemeinsames haben kann, daß Klosteranlagen und Ikonen historische Denkmäler sind und nicht bloß „Opium fürs Volk“, daß es der Würde eines Kleinods der Architektur aus dem 15. Jahrhundert zuwider sei, wenn der Student den eigenen Familiennamen an den eben restaurierten Kirchenwänden hinterlasse. Was ist zu tun, so wird gefragt, damit von den Höhepunkten einer Seminarexkursion neben dem fröhlichen Picknick, neben Badefreuden und Ruderpartien auch das in Erinnerung bleibe, was das eigentliche Ziel des Ausflugs gewesen ist: die Bronzetüren in Nowgorod, die Fresken des Feofan Grek, die Parkanlagen in Oranienbaum<sup>7</sup>.

Der Katalog auch anderwärts nicht unbekannter Zunftprobleme ließe sich ohne Mühe noch vergrößern. Die sowjetischen Historiker würden, ginge ich in dieser Richtung fort, ihren Kollegen jenseits der Grenzen immer ähnlicher werden. Indessen mag bei Vergleichen, so nah sie liegen mögen, Zurückhaltung wohl anzuraten sein. Reflexionen, wie sie bei uns mit dem resignierenden Wort vom „Abschied von der Geschichte“ (A. Weber), vom „Verlust der Geschichte“ (A. Heuss), von der „Kapitulation vor der Geschichte“ (H. Heimpel) gelegentlich verbunden werden, sind in der sowjetischen Öffentlichkeit noch gänzlich undenkbar. Gleichwohl wird man sagen dürfen, daß nach den Überspannungen und Anstrengungen der Stalin-Ära nun ein nüchterneres Verhältnis gegenüber der Vergangenheit sich ausgebildet hat. Manche Mythen, nicht alle, sind gewichen. Die junge Intelligenz läßt Anzeichen von Müdigkeit, ja gar Verdrossenheit erkennen, wenn von Geschichte herkömmlichen Stils die Rede ist. Von dem exzessiven Mißbrauch, der mit der gesellschaftlichen Funktion der Historie in der Erziehungsdiktatur der Partei über die Jahre hin getrieben wurde, ist der Verdacht zurückgeblieben, daß die Geschichtswissenschaft ihrem Wesen nach von außen her manipulierbar sei. So wird denn eine kritische Orientierung über den Lauf der Welt und ihre Gesetze nicht mehr bloß in Geschichtsbüchern gesucht, sondern bei den Sozialwissenschaften, bei den „konkreten“, wie man gerne sagt. Das historische Sortiment in den Buchhandlungen wird von der Übermacht des naturwissenschaftlichen und technischen Fach-

<sup>7</sup> Dazu den Erfahrungsbericht von M. T. Beljarskij (Moskau), *Exkursionnaja rabota i izučenie otečestvennoj perioda feodalizma v vuzach* (Exkursionsarbeit und Erforschung der vaterländischen Geschichte in der Feudalperiode an den Hochschulen), in: *Istorija SSSR* 1966, Nr. 5, S. 68–79.

buchs geradezu erdrückt. Überhaupt liegen die Probleme der Gegenwart näher als die der Vergangenheit; das Pathos der Technik ist stärker als die patriotische Emotion, die aus der vaterländischen Geschichte, aus dem revolutionären oder dem militärischen Heldenzeitalter der Väter und Großväter ihre Kräfte zieht. Im Interessenfeld der jungen Generation, aber auch im System der sowjetischen Wissenschaften ist die Geschichtsforschung in den Schatten aktuellerer Disziplinen geraten. Die Aktualität der Geschichte, vollends der Fortschritt der historischen Forschung sind einer industriellen Gesellschaft nicht leicht zu vermitteln. Die mächtige Faszination, die nicht nur von den Naturwissenschaften und den technischen Wissenschaften ausgeht, sondern auch von der wieder zugelassenen empirischen Soziologie, dürfte von den Treuhändern der Geschichte nicht mehr einzuholen sein. Bedenkt man diesen Aspekt, dann hat das neuerliche Plädoyer für den Einsatz der elektronischen Rechentechnik in der sowjetischen Geschichtsforschung, für die Kooperation zwischen Historikern, Mathematikern und Kybernetikspezialisten – neben aller sachlichen Berechtigung – doch zugleich auch etwas Rührendes<sup>8</sup>. Der Historiker, der mit Tintenfaß und Federhalter über vergilbten Pergamenten sitzt, empfindet im Anblick der sündhaft teuren Maschinen, was Ralf Dahrendorf vielleicht als „Modernisierungsrückstand“ der Geisteswissenschaften dingfest machen würde.

Beobachtungen wie diese dürfen indes nicht zu dem Eindruck führen, als werde die historische Forschung in der Sowjetunion eigentlich nur noch von den Historikern selber gebraucht. Man ruft sie auf zu allen Feiertagen, und der Leistungsnachweis, der verlangt wird, kostet Kraft und viel Mühe. Bis zum 7. November 1967, zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, soll neben ungezählten, mit Erinnerung gefüllten Ehrengaben, eine 12-bändige Geschichte der UdSSR von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage fertig sein, genau die Hälfte des Werks ist der Sowjetperiode zugedacht. Keine Historikerkonferenz vergeht, die nicht jetzt schon den 1970 bevorstehenden 100. Geburtstag Lenins bedächte, und die 100. Wiederkehr der Pariser Kommune liegt dicht dabei.

Es mag unseren Kollegen an manchem mangeln – an Zuspruch, an Forderungen und Mahnungen, die von außen her in ihre Institute kommen, fehlt es ihnen nicht. Die Forschung in der Sowjetunion ist nicht frei im Sinne dessen, was etwa unser Grundgesetz unter „Freiheit von Forschung und Lehre“ versteht. Kein sowjetischer Gelehrter würde das behaupten wollen. Die Arbeitsprogramme der Historiker werden im Rahmen der jeweils geltenden staatlichen Fünf- oder Siebenjahrespläne für die einzelnen Institute festgelegt, und bis zum heutigen Tag sind Parteigremien, ideologische Kommissionen, Ministerien und Staatskomitees nicht müde geworden, den Historikern in immer neuen Variationen vorzustellen, daß ihre Wissenschaft nicht Privatsache, sondern eine öffentliche, eine gesellschaftliche Angelegenheit von höchstem Range sei<sup>9</sup>: unentbehrlich für die kommunistische Erziehung der Sowjet-

<sup>8</sup> Ausführliche Mitteilungen bei E. Oberländer, *Geschichtswissenschaft und Kybernetik in der Sowjetunion*, in: *Osteuropa* Jg. 15, 1965, S. 329–354.

<sup>9</sup> Die folgenden Formulierungen nach *Istorija SSSR* 1966, Nr. 3, S. 3–9; vgl. im übrigen das von K. Marko, a. a. O., nachgewiesene Material. Die Auseinandersetzung mit der „bürger-

völker, für die Erziehung zum Internationalismus und zum Patriotismus, für die wissenschaftliche Propaganda der revolutionären, der militärischen, der kämpferischen Traditionen der Völker der UdSSR, für den Kampf gegen feindliche Ideologien aller Art, nicht zuletzt gegen alle groben oder feingesponnenen Fälschungen, die aus dem Lager der bourgeoisen und der revisionistischen Geschichtsschreibung kommen. Und vor allem die „vaterländische Geschichte“: sie biete ein unerschöpfliches, lebendiges Arsenal des patriotischen Geistes und hoher Gedanken, einen frischen Quell für den unvergänglichen Heroismus, der die Arbeiter und Bauern im Kampf um eine bessere Zukunft, um den Aufbau der kommunistischen Gesellschaft beseele. Den Historikern sei es aufgegeben, die vom Marxismus-Leninismus entdeckten historischen Gesetzmäßigkeiten klar und unwiderlegbar herauszuarbeiten und dies müsse, versteht sich, von einem festen klassenmäßigen und parteilichen Standpunkt aus geschehen: geleitet von der strengen dialektischen Methode und von der materialistischen Geschichtsauffassung, gestützt auf die umfassende, tiefe, schöpferische und unbesiegbare Lehre Lenins, in entschiedener Abkehr von jeglicher Schönfärberei, von Einseitigkeit und prinzipienloser Konjunkturhascherei, aber natürlich auch weitab von dogmatischer Enge und von allen jenen Fehlhaltungen, die unter dem Einfluß des Personenkults manchen Schatten auf die historische Wissenschaft geworfen hätten. Ohne die geringste Abweichung von der historischen Wahrheit, dem Geiste echter wissenschaftlicher, objektiver Forschung zugewandt, in beharrlichem Ringen um die Verfeinerung der wissenschaftlichen Polemik, in disziplinierter Kritik und Selbstkritik habe die sowjetische Geschichtswissenschaft ihrer hohen Verpflichtung Genüge zu tun.

Die Reihe solcher Appelle, wie sie zuletzt aus dem Material des XXIII. Parteikongresses gefiltert wurden, ließe sich weiter verlängern. Wir haben es hier mit einer sowjetischen Version des „Jargons der Eigentlichkeit“ zu tun, der sich pausenlos selber reproduziert, mit Reflexen eines sekundären Systems, das sich jeder tiefen Begründung enthoben sieht. Es ist schwer zu sagen, was die sowjetischen Historiker aus den Leitartikeln und Grundsatzreferaten ihrer Ideologen ziehen. Das für Außenstehende so quälende Ritual chiffrierter Normen und Begriffe wird von der Mehrzahl unserer Kollegen wohl schon nicht mehr wahrgenommen, weil die Denkkategorien, die hier gespiegelt werden, für sie längst gewöhnlich geworden sind. Das alles liegt in der Luft, in der sie leben. Indessen fordert der theoretische Überbau in den gegebenen Grenzen nicht nur Anerkennung, er vermittelt auch Geborgenheit, Schutz gegen das Risiko des nicht gelenkten, des freien Gedankens. Die sowjetische Geschichtswissenschaft, wie sie heute sich darstellt, steht nicht in Unfrieden mit dem, was unter dem Leitwort „Marxismus-Leninismus“ die Welt gestalten, die Zukunft erkennen und die sowjetische Gegenwart als die vorläufige Erfüllung des gesetzmäßigen historischen Prozesses sichtbar machen will. Dieser

lichen Historiographie“ ist in den letzten Jahren mit großer Intensität aufgenommen worden. Regelmäßige Berichterstattung in den Zeitschriften und Sammelbände zu speziellen Forschungsbereichen vermittelt neben aller kritischen Einschätzung zugleich eine Bestandaufnahme der außersowjetischen Geschichtsforschung.

Marxismus-Leninismus als Wissenschaft und Weltanschauung ist keineswegs in bloße Unverbindlichkeiten ausgelaufen, aber er ist inzwischen doch elastischer und bildsamer geworden und kein beliebig dekretierbarer Kanon mehr, der die Forschung so fixieren würde, daß die Ergebnisse schon fertig wären, ehe die Historiker mit der Arbeit angefangen hätten. Es herrscht heute, wenn ich recht sehe, eine eigentümliche Balance zwischen Ideologie und Wissenschaft, doch der Konsensus, der sich auszubilden scheint, ist an bestimmte Voraussetzungen geknüpft. Sie bestehen offensichtlich darin, daß die Partei nicht, wie zu Stalins Zeiten, die Historiker mit groben Postulaten stranguliert, sie zur Selbstaufgabe, zur Selbstentäußerung zwingt und treibt; und von den Historikern wird verlangt, daß sie ihrerseits die Räson der Partei akzeptieren, daß sie auf Entdeckungen verzichten, die dem aktuellen Parteiinteresse zuwider wären. In diesem Sinne Richtung zu halten, ist der sowjetischen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren leichter geworden als vormdem. Sie hat sich mit dem differenzierten Instrumentarium ihrer Wissenschaftsorganisation als eine Ressortverwaltung für Geschichte etabliert; unter der Rechtsaufsicht des Staats, unter der Normenkontrolle der Partei und unter einer leidlich funktionierenden Selbstkontrolle bewegt sie sich fort.

Gewiß – auch heute noch ist das Feld der Geschichte ein höchst empfindliches Gelände, von Sperrbezirken durchzogen, die der professionellen Neugier verschlossen sind, mit Bereichen versehen, die aller irdischen Zudringlichkeit entzogen bleiben und die als Desiderate oder gar als Tabus der Forschung zu erwähnen von selber sich verbieten mag. Das fordert die Parteilichkeit. Ganze Kapitel der kommunistischen Parteigeschichte und der Sowjetperiode gehören zu diesen toten Zonen, und gerade hier ist auch vom Institutionellen her dafür gesorgt, daß die Geschichtsschreibung mit dem in Einklang bleibe, was das Zentralkomitee der Partei für wert befindet, daß es gewußt, und zwar so und nicht anders gewußt werde. Die von der Akademie und den Universitäten abgetrennten parteigeschichtlichen Institute kontrollieren nicht nur, sondern sie bewahren die Zunfthistoriker auch vor der Gefahr, daß es auf den dornigen Pfaden der Zeitgeschichte zu unliebsamen und für den jeweiligen Urheber immer beschwerlichen Entgleisungen kommt. Die Neigung vieler Kollegen, sich von der Geschichte der Sowjetzeit in abgeschiedenere Gefilde der Vergangenheit zurückzuziehen, wird häufig beklagt. Freilich sind auch dort gewisse Axiome zu akzeptieren<sup>10</sup>. Unabdingbar für alle, die mit Geschichte Umgang haben, ist die Annahme des Satzes, wonach der Stufengang der Menschheit als ein progressiver, teleologischer Prozeß zu denken sei, gebunden an die großen sozial-ökonomischen Formationen von der Urgesellschaft zur Sklavenhaltergesellschaft, von dort über Feudalismus und Kapitalismus zum Sozialismus hin. 1917, mit der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“, ist nicht nur Rußland, sondern die Weltgeschichte im ganzen in die Epoche des Sozialismus eingetreten. Wie dieses Grundschema von den Historikern im einzelnen dann auszufüllen sei, ist nicht von vornherein gewiß.

<sup>10</sup> Dazu Walter Leitsch, Die Veränderungen der historischen Bewertung, in: Bilanz der Ära Chruschtschow, Hrsg. v. E. Boettcher, H. J. Lieber, B. Meissner, Stuttgart 1966, S. 258–277.

Die Frage nach der Periodisierung der großen weltgeschichtlichen Epochen bleibt der wissenschaftlichen Diskussion über weite Strecken hin anheimgestellt; es wird nicht verlangt, daß Sklavenhaltergesellschaften auch dort zutage kämen, wo – wie bei Slawen und Germanen – der Spaten des Archäologen sich der Theorie versagt; es wird zugestanden, daß der antizipierte revolutionäre Umschlag der Produktionsverhältnisse von der alten in die neue Qualität über Jahrhunderte hin sich dehnen und jedenfalls regional höchst unterschiedlich sich vollziehen kann; man darf darüber streiten, ob dieser oder jener Vorgang eine „bürgerliche Revolution“ zu nennen sei oder doch bloß eine Zuckung im Schoß der feudalen Gesellschaft; es wird nicht darauf bestanden, Überbau und Basis im Geschichtsprozeß in einem fixierten Bezugssystem aufeinanderwirken zu sehen; es wird nicht gefordert, aus der Bewegung der Volksmassen grundsätzlich eine progressive Stoßrichtung herauszulesen, und man muß, etwa im Blick auf die Emanzipationsbewegungen in der außereuropäischen Welt, durchaus nicht beschwören, daß für die jungen Nationen der Sozialismus im Sprung über das kapitalistische Stadium hinweg unmittelbar erreichbar sei. Auch fordern Marx- oder Lenin-Worte nicht unter allen Umständen dazu auf, die historischen Quellen zum Zweck der Beweisführung um jeden Preis zurechtzubiegen; es ist gestattet, den marxistischen Klassikern an Einsicht nicht mehr abzuverlangen, als sie im Horizont ihrer Zeit tatsächlich wissen konnten. So darf man, mit dem gehörigen Respekt, beispielsweise die Ausbildung gesamtrussischer Marktbeziehungen durchaus ins 18. Jahrhundert datieren, obwohl doch ein berühmtes Lenin-Zitat expressis verbis davon spricht, daß der gesamtrussische Markt schon im 17. Jahrhundert entstanden sei. Lenin, so erklärt man sich's, habe das Material nicht gekannt, das dem Historiker heute zur Verfügung steht, dagegen behalte seine Methode die ihr eigene wegweisende Bedeutung, denn er habe das Problem des gesamtrussischen Marktes mit dem Problem der historischen Periodisierung verknüpft, und eben das sei äußerst förderlich<sup>11</sup>. Wir sehen: durch die behutsame Interpretation ehrwürdiger Autoritäten schreibt man sich frei.

Wer von außen kommt, aus einer Welt, in der konträre Geschichtsauffassungen auf höchst unterschiedlichen Reflexionsstufen in großer Fülle beieinander sind, aus einer Welt, wo, wie bekannt, auch der naivste Positivismus noch als Weltanschauung sich gebärden kann, – wer von außen kommt, der mag die Bewegungsmöglichkeit der sowjetischen Historiker gering, ihre Grenzen eng gezogen finden. In der Tat, hier geht es langsam voran. Nur der Vergleich mit dem, was vorher war, zeigt die Dimensionen der Veränderung. Die partielle Befreiung der Wissenschaft vom Diktat der Funktionäre vollzieht sich in einer Gesellschaft, deren Orientierungsbedarf größer, und deren Steuerungsmechanismen komplizierter geworden sind. Bei den Historikern wie bei anderen Disziplinen hat sich fühlbar gemacht, daß nicht nur das sowjetische System, sondern daß die Welt im ganzen sich aufs rascheste verändert.

In der Stalinzeit hatte man sich daran gewöhnen müssen, die Weltgeschichte von der Vor- und Frühgeschichte her auf das von der Sowjetunion repräsentierte Gesell-

<sup>11</sup> Vgl. u. a. N. I. Pavlenko, *Spornye voprosy genezisa kapitalizma v Rossii* (Streitfragen über die Genesis des Kapitalismus in Rußland), in: *Voprosy istorii* 1966, Nr. 11, S. 81–102.

schaftsmodell zulaufen zu sehen. Die Geschichte aller Völker auf dem Territorium der UdSSR wurde durch Rückprojektion auf das sowjetische Vaterland der Gegenwart zurechtgeschnitten, man könnte sagen durchaus im Stil unseres eigenen 19. Jahrhunderts; die Geschichte der Völker Osteuropas hatte mit gesetzlicher Notwendigkeit in den monolithischen, von der Sowjetunion beherrschten Block des sozialistischen Lagers einzumünden; in mehrbändigen Darstellungen der Geschichte Polens, der Tschechoslowakei, Bulgariens usw. zeigte damals die Moskauer Akademie, wie dies möglich und in der Vergangenheit längst vorbereitet war. Die Völker außerhalb, deren fortschrittlichste Kräfte man im Weltfriedenslager kämpfen und sich sehnen sah, wurden mit ihrer Geschichte, auf einer zurückgebliebenen Stufe, an diese hierarchisch gegliederte Fortschrittspyramide gleichsam angebaut. Bei alledem hatte die russische Reichsgeschichte, in allen Phasen des Geschichtsprozesses einen Fortschrittspegel aufzuweisen, der, wenn es irgend ging, alles andere weit übertreffen mußte. Der Anspruch auf Priorität der „vaterländischen Geschichte“ hatte sich unter Stalin zu einem Axiom eigener Art ausgewachsen: der Feudalismus in Rußland war eher da als anderwärts; die altrussischen Fürstenheere waren dem Ritterorden wie auch den Schweden natürlich überlegen; die Unterwerfung der freien Bergvölker des Kaukasus unter Nikolaj I. war zweifellos ein sehr fortschrittlicher Akt; die russische Aufklärung wurde nicht vom Westen her beeinflusst, sondern im Gegenteil: sie wirkte nach Westen zurück; keine technische Erfindung von Weltbedeutung durfte ohne russische Erfinder gelassen werden, wenn möglich war ein genialer Meister aus dem Leibeigenenstand dafür mobil zu machen. „Das russische Volk schuf die reichste Kultur . . . Rußland wurde die Heimat des Leninismus, dieses Gipfels der Wissenschaft und der Kultur der Welt . . . Die große Sowjetunion marschiert heute als Avantgarde der ganzen fortschrittlichen Menschheit“ (Prawda, 24. 5. 1950).

Solche Verkrampfungen sind heute abgetan. Wir hören dergleichen jetzt von anderer Seite, aus dem Reich der „großen proletarischen Kulturrevolution“; und nirgendwo ist man eifriger als in Moskau, wenn es darum geht, die exzessiven Geschichtsthesen der chinesischen Historiker abzuwehren, ihren Anspruch auf Priorität der chinesischen Geschichte, ihr Postulat, daß China als das große Zentrum der Weltgeschichte zu betrachten sei. In der Tat, was man in Peking seit einigen Jahren schreibt, das klingt vertraut: „Als viele westliche Völker, die in der Neuzeit als Kulturvölker bekannt wurden, noch in den Wäldern nach wilden Tieren jagten, hatte unser [chinesisches] Volk bereits eine hervorragende antike Kultur geschaffen.“ Die Sklavenhalterordnung Chinas war „klassischer“ als die Griechenlands; China war, heißt es, der erste Staat der Welt, der zur Feudalordnung überging und dies 800–900, möglicherweise gar schon 1700 Jahre früher als die europäischen Staaten; und 1000 Jahre vor Columbus hat ein chinesisch-buddhistischer Mönch bereits Amerika entdeckt. In der Zurückweisung dessen, was man in Moskau den „großchinesischen Chinazentrismus“ nennt, bekämpften die sowjetischen Historiker ein Stück eigener Vergangenheit<sup>12</sup>.

<sup>12</sup> Zitate und Beispiele nach R. V. Vjatkin und S. L. Tichvinskij, Über einige Fragen der

Es hat indessen nicht erst des sowjetisch-chinesischen Konflikts bedurft, um die von Stalin beglaubigte Fundierung des Hegemonieanspruchs der sowjetrussischen Geschichte schal werden zu lassen. Der politische Pluralismus in der sozialistischen Staatenwelt Osteuropas fand seine Entsprechung in der Renaissance des nationalen Geschichtsbewußtseins dieser Völker, die sich nach 1956 der Adhäsionskraft des moskautreisenden Geschichtsschemas sehr rasch entzogen haben. Die Geschichte Polens wird nicht mehr in Moskau, sondern in Warschau geschrieben, und selbst in der parteigeschichtlichen Forschung hat das Moskauer Institut für Marxismus-Leninismus keine Weisungsbefugnis mehr, wenn sich die Historiker der kleineren Bruderparteien, auch die der SED, über die Geschichte der Arbeiterklasse ihrer Länder Aufschluß geben. In bezug auf die Geschichte der anderen sozialistischen Staaten gilt heute für die sowjetische Geschichtswissenschaft eine Art Nichteinmischungsklausel. Sie verpflichtet zu taktvoller Zurückhaltung, zur Schonung nationaler Empfindlichkeiten. Was hier sich eingespielt hat, befördert auch den inner-sowjetischen Emanzipationsprozeß im Bereich der historischen Forschung.

Noch ein weiterer Faktor hat zu der allgemeinen Entkrampfung beigetragen. Im Gleichklang mit den gewachsenen Dimensionen der sowjetischen Weltpolitik sind im letzten Jahrzehnt auch die außereuropäischen Länder ins Blickfeld der Historiker getreten, neben Lateinamerika die jungen Staaten Asiens und Afrikas vor allem. Die historischen Arbeiten, die in Moskau auf diesem Felde erscheinen, konzentrieren sich – verständlicherweise – auf Themen und Gegenstände, bei denen das aktuell politische Interesse der Forschung vorausgeht: auf die Verdammung der imperialistischen Kolonialsysteme in Vergangenheit und Gegenwart, auf die Würdigung der antikolonialen Bewegungen, auf die Glorifizierung nationaler Befreiungskämpfe und -kriege. Dem Nationalismus der jungen Völker und dem Selbstgefühl ihrer Führungsschichten kommt man dabei aufs freundlichste entgegen. Aber über alle politisch fixierte Parteinahme hinaus, von der die Publikationen des Moskauer Afrika-Instituts Zeugnis geben, hat die Intensivierung des Studiums außereuropäischer Geschichte doch auch den Blick geweitet: ein universalhistorischer Horizont hat sich aufgetan, der mit den überkommenen Kategorien der Geschichtslehre nur unzulänglich sich beschreiben läßt. 1955 hatte die Moskauer Akademie mit der Veröffentlichung einer zehnbändigen „Weltgeschichte“ begonnen. Doch noch ehe dieses große Unternehmen abgeschlossen war, entschloß man sich zu einer bemerkenswerten Modifikation der eigenen weltgeschichtlichen Perspektive. Weltgeschichte ist jetzt von der Geschichte der Nationen her determiniert zu sehen: „Das eigentliche Subjekt der historischen Forschung ist die Geschichte der Nationen.“<sup>18</sup> Dem liegt, wie wir sehen, eine Konzeption zugrunde, die die nationalstaatliche Geschichtswissenschaft in der Volksrepublik China (aus dem Russ.), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 12. Jg. 1964, S. 403–422.

<sup>18</sup> E. M. Zhukov, The Periodization of World History, in: XIe Congrès Intern. des Sciences Historiques, Rapports I. 1960, S. 74–88. Georg Stadtmüller, Die neue sowjetische Weltgeschichte, in: Saeculum 11 (1960), S. 295–384. Eine deutsche Übersetzung der „Vsemirnaja istorija“ erscheint in der DDR: Weltgeschichte in zehn Bänden, Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wiss. 1961 ff.

Gliederung der Welt von heute reflektiert und sie als universalgeschichtliches Modell verwendungsfähig machen will. Politische Opportunität richtet sich auf Perspektiven ein, die dem Geschichtsverständnis des bürgerlichen Zeitalters nahekommen.

In der Forschung freilich zeigt sich allenthalben, daß sich die neuen Maßstäbe auch verselbständigen können. Ungleich dringlicher als je zuvor sehen sich die sowjetischen Historiker nun auf die Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen verwiesen, und nicht mehr nur auf die Formel von der allgemeingültigen Gesetzmäßigkeit; auf die Würde des Besonderen, des überraschend Eigenständigen, und nicht nur immer wieder auf die Determination im naturnotwendig einheitlichen Prozeß. Der Zug vom Allgemeinen zum Singulären wirkt auf die Fragestellungen mächtig ein. Mit erstaunlicher Intensität sind unsere sowjetischen Kollegen dabei, ihre Arbeitsfelder zu verbreitern. Weite Gebiete der Geschichte, zumal der eigenen, werden neu entdeckt, große Bereiche des geschichtlichen Lebens überhaupt zum erstenmal erschlossen. Mit der sozialökonomischen Ausrichtung der Forschung, die bisher fast unangefochten dominierte, konkurriert nun ein lebendiges Interesse für die politische Geschichte, für die Geschichte der Institutionen, für Ideengeschichte auch abseits der revolutionären Kontinuität, für die Sozialgeschichte selbst solcher Klassen, von denen man früher meinte, daß es genüge, sie ideologisch zu decouvrieren, um ihrer reaktionären Qualität für immer sicher zu sein.

Natürlich sollen die nackten Tatsachen, sollen die Einzelheiten in ihrer bloßen Faktizität nicht wie Kieselsteine unverbunden beieinander liegen bleiben. Kompensation für die großen Schemata, die oft nur noch ornamentale Funktionen besitzen, wird neuerdings gern (wie bei uns) von der komparatistischen Methode erhofft. Ihre Verwendungsfähigkeit ist den sowjetischen Historikern in der Begegnung mit der internationalen Geschichtsforschung und mit der Linguistik im eigenen Lande aufgegangen<sup>14</sup>. Aber die Grenzen und Möglichkeiten des historischen Vergleichens sind vorerst noch wenig ausprobiert, und die Bemühung, die Fülle der Einzelergebnisse im Kollektiv, in der Gemeinschaft von Arbeitsgruppen, aufzuheben, kommt über die Addition positivistischer Spezialforschung nicht leichter hinaus, als das manchen unserer Festschriften und Sammelbände gegeben ist. Geschichte in ihren Wirkungszusammenhängen wissenschaftlich zu erfassen, fordert auch in der Sowjetunion die Anstrengung des Gedankens. Die Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit werden nun in neuer Weise erfahren.

Wir, die wir unserer Wissenschaft keineswegs so sicher sind, wie das in unseren Handbüchern und von manchem Katheder herunter klingen mag, – wir haben, wie ich meine, guten Grund, dieser Anstrengung unserer Kollegen, ihrem Verzicht auf falsche Geborgenheit, ihrer Emanzipation ins Ungewisse, unseren Respekt und unsere Sympathien zuzuwenden.

<sup>14</sup> E. S. Markarjan, *Ob osnovnych principach sravnitel'nogo izučenija istorii* (Über Grundprinzipien der vergleichenden Geschichtsforschung), in: *Voprosy istorii* 1966, Nr. 7, S. 18–31. Zur Bilanz des letzten (XII.) Internationalen Historikerkongresses in Wien 1965 vgl. die Berichte von A. A. Guber in: *Voprosy istorii* 1966, Nr. 3, S. 3–14 und L. V. Čerepunin in: *Istorija SSSR* 1966, Nr. 1, S. 3–23.